Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 27

Artikel: Als ich in Argentinien war...
Autor: Jost, P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754142

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

fahrung nach in zwei Gruppen: solche mit Geld und solche mit Manieren. Ich gehöre zu den letzteren. Du brauchst also keine Bange zu haben. — Nebenbei bemerkt: mein Paß lautet auf Frau Lieselore von Rentzin — damit du Bescheid weißt. — Wie ist das übrigens mit deinem großen Linström? Willst du ihn mir nicht einmal vorstellen?»

«Linström ist mit seiner Familie hier und lebt sehr zurückgezogen. Ich glaube nicht, daß ihm neue gesellschaftliche Berührungspunkte erwünscht wären.»

Sie verzog das Gesicht. «Kürzer und aufrichtiger wäre es, zu sagen: ich will nicht. Na schön, dann man nicht. — Eigentlich hatte ich die Absicht, jetzt Tee zu trinken. Willst du mir Gesellschaft leisten, oder bin ich dir auch dafür zu wenig hoffähig?»

«Herr Bolquist, Linströms Privatsekretär, wartet auf mich. Aber davon ganz abgesehen, möchte ich dir den Vorschlag machen, daß wir einander möglichst aus dem Wege gehen, wie es ja auch unseren nunmehrigen Beziehungen am besten entspräche. Ich halte eine solche Neutralisierung für beide Teile am besten.»

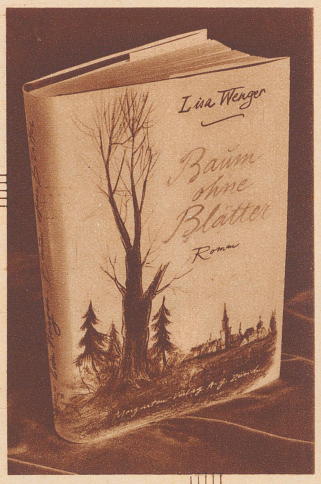
«Aha, also ein sogenannter ‚Nichtangriffspakt'! Ich weiß zwar noch nicht, welche besonderen Gründe du dafür hast, aber ich habe nichts dagegen. Bitte sehr. Neutralisieren wir uns also und gehen wir einander aus dem Wege! — Ich beginne gleich damit und begebe mich in den Tearoom, und du beglückst Herrn Bolquist, den wartenden Privatsekretär, das heißt, wenn die Geschichte nicht überhaupt nur ein Schwindel ist. Also — auf ein voraussichtlich ja nicht gänzlich vermeidbares Wiedersehen!» — Sie ging.

Degener stiefelte mit einem bösen Gesicht nach der anderen Richtung. — Das hatte eben noch gefehlt! Zugegeben, es lag kein einziger vernünftiger Grund dafür vor, sich über dieses Zusammentreffen irgendwie zu erregen. Was hatte er noch mit Lieselore zu schaffen, was hatte er eigentlich je mit ihr zu schaffen gehabt? Und überdies — das lag doch alles ein gutes Jahrtausend zurück! — Aber trotzdem, es störte irgendwie sein Gefühl für Sauberkeit. — Ja, das war es, nichts anderes! — Wirklich nichts anderes? Oder lag da nicht ganz unten am Grunde seines Bewußtseinsschachtes noch irgend etwas anderes — er konnte oder wollte es nicht genau bestimmen — irgend ein Unbehagen, ein leises, unbestimmtes Angstgefühl vor irgendeiner Gefahr, die von Lieselore kommen konnte? Er kannte doch ihr Temperament, wußte doch, wie leicht sie die Zügel verlor und wie hemmungslos sie sein konnte.

Wer grüßte da? — Das war ja Kalinin! — Schon kam er lächelnd auf ihn zu. «Ah, da ist ja endlich unser hochgeschätzter Staatsfeind Nummer 1! Ich begrüße Sie aufs herzlichste. Wie geht es Ihnen?» Er zeigte ein heiteres, vollkommen unbefangenes Gesicht und plauderte in einem ganz leichten, flüchtigen Allerweltston weiter, bis er sich nach ein paar Sätzen unterbrach: «Da fällt mir übrigens ein, daß ich Ihnen noch eine Erklärung schulde. Wie ich, leider erst zu spät, erfahren habe, erhielten Sie knapp vor ihrer Abreise von Stockholm einen fingierten Brief, der die Einladung enthielt, Herrn Linström sofort auf einer bestimmten Schäreninsel zu besuchen — oder so ähnlich — und Ihnen zu diesem Zwecke ein Motorboot zur Verfügung stellte. Sie lehnten es ab, dieses Boot zu besteigen und trugen dem Bootsführer auf, Grüße an mich zu bestellen. Sie sind mir auch, allerdings auf einem Umwege, zugekommen, doch hatte ich leider keine Möglichkeit mehr, sie zu erwidern. Ich hole es hiemit nach. Was nun die Bootsgeschichte anbelangt, so hatten Sie mit Ihrer Annahme, daß eine Mystifikation vorliege, selbstverständlich recht. Wenn sie nämlich das Motorboot doch bestiegen hätten, dann wären Sie zwar nicht zu Herrn Linström, sondern in ein nettes Restaurant zu einem kleinen Souper gebracht worden. Es lag also tatsächlich ein Attentatsplan vor! Man wollte Sie in Grund und Boden trinken. Einer meiner jungen Herren, der sehr erfindungsreich in solchen Dingen ist — sonst leider nicht! — hatte diese Revancheidee ausgeheckt. — Ich bitte Sie in seinem und in meinem Namen um Entschuldigung und hoffe nur, daß Sie an diesen vielleicht nicht ganz angebrachten, aber gänzlich harmlosen Scherz keinerlei andere Kombinationen geknüpft und sich nicht beunruhigt haben.»

(Fortsetzung folgt)

Neuerscheinung:



Wir kennen keinen zweiten Fall im schweizerischen Schrifttum, daß ein Dichter, gar eine Dichterin, an ihrem achtzigsten Geburtstag ein Werk von solch erstaunlicher Lebensfülle noch schenken kann, wie Frau Lisa Wenger in dem soeben erschienenen Roman «Baum ohne Blätter». Eine großangelegte Familien- und Generationengeschichte, die in immer fesselnden Variationen das Thema Väter und Söhne aufnimmt und zugleich das hohe Lied immerwährender, vermittelnder Güte der Mutter wird. Ein Buch der Lebensreife und der Lebensweite. Um es schreiben zu können, mußte die Dichterin Lisa Wenger achtzig Jahre alt werden. Als sie es geschrieben, pochte in diesem Buch ein ewig junges Herz. — Solche Bücher erleben dürfen, ist für die Leser ein glückliches Begebnis.

MORGARTEN-VERLAG A.-G., ZÜRICH

Umfang 336 Seiten • Ganzleinen Fr. 8.50

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Als ich in Argentinien war...

VON P. JOST

Wenn bei uns ein Landwirt an die 50 Stück Vieh und einen Hof mit entsprechendem Umschwung sein eigen nennt, dann ist er ein Großbauer, vor dem man schon von weitem den Hut zieht.

In Argentinien würde er kaum beachtet. Er wäre ein armes Bäuerlein, denn was man dort einen Großgrundbesitzer nennt — eine Estanzia —, das ist etwas ganz anderes.

Als mich mein Schicksal kurz nach dem Verlassen des Schiffes von Buenos-Aires auf die Estanzia «Santa Juana» lenkte, bekam ich einen Begriff davon. Auf den scheinbar unbegrenzten Weideflächen dieser Musterfarm tummelten sich an die 25 000 Rinder, über 1000 Pferde, ebensoviele Schweine, ein paar hundert Schafe und unzählige Hühner. Große Gebiete waren mit Mais, Weizen, Lein oder Hafer bebaut. Das Besitztum hatte fast die Größe des Kantons Zug.

Bis man sich als Bernerfisel an solche Zahlen gewöhnen kann, vergeht einige Zeit. Am Anfang kommt man aus dem Staunen gar nicht heraus. Alles war so neu, so fremdartig. Menschen und Umgebung. Am liebsten hätte ich gleich alles auf einmal kennengelernt. Untertauchen hätte ich mögen in den Strudel dieses völlig neuen Lebens und Geschehens.

Da waren vor allem die Pferde, die mir keine Ruhe ließen. Reithosen und Stiefel hatte ich vorsorglich in Buenos-Aires gekauft. Aber damit war es nicht getan. Diese struppigen Kampgäule, die verwegene Gauchos, wild durcheinander schreiend und johlend, des Morgens beim Aufgang der Sonne von den Weiden in die Korrale trieben und die sich nur mit großem Widerwillen die schweren Kampsättel aufschnallen ließen, flößten mir mehr Respekt ein als Lust, sie zu besteigen. Und doch schien Reiten das leichteste auf der Welt zu sein. Jeden Höselibub, der sich kaum allein die Nase putzen konnte, und all die zierlichen, braunen Kampmädels sah ich sattellos auf ihren Gäulen turnen, gerade so wie wir als Kinder Verstecklis spielten. Ein Witzbold behauptete, daß die Kampkinder zuerst das Reiten und dann erst das Gehen erlernen. Das ist wohl etwas zu viel gesagt. Sicher ist aber, daß ein echter Kampsprößling beides fast gleichzeitig erlernt.

Und dann kommt da ein ausgewachsener, blonder Bengel mit gesunden Gliedern auf den Kamp und bedient sich für die Fortbewegung seiner beiden Beine! Das ist für diese Leute etwas ganz Ungewöhnliches. Auf jeden Fall nehmen sie diesen Jüngling nicht ernst. Was nützt es ihm, daß er einige Sprachen spricht, die Logarithmen zu handhaben weiß, eine Bilanz schmeißen kann und seinen Gottfried Keller mit in die Kampeinsamkeit geschleppt hat! Das alles zählt nichts. Er zählt nicht. In den Augen dieser Leute ist er eine runde Null. Aber man sollte ihn ernstnehmen, den Bernerfisel, denn er mußte ja von nun an mit all diesen wilden Gesellen zusammen arbeiten. Mußte ihnen Aufträge erteilen. Von ihnen Rapporte entgegennehmen. Mit ihnen Vieh und Frucht verladen.

Da mußte Abhilfe geschaffen werden! Je schneller desto besser. Gleich heute. Wenn es wenigstens Pferde aus einer Reitanstalt gewesen wären! Die sind gedrillt, mit Anfängen sanft umzugehen. Aber gleich solche Wildlinge, die man zum Satteln mit dem Lasso einfangen mußte!

Torres war mein Gehilfe. Ein durchtriebener Kreole. Bevor ich auf die Farm kam, hoffte er meinen Posten zu erhalten. Seine Fähigkeiten reichten aber nur für die Kontrollarbeiten auf dem Felde. Mit ihm kam ich anfangs am meisten zusammen. Ihm gestand ich meinen

(Fortsetzung Seite 814)

12. Juli Ziehung 6. TRANCHE
MIT NEUEM TREFFERPLAN

Der neue Trefferplan wurde durch Vermehrung der vielen beliebten Treffer in mittlerer Lage, dazu einem neuen großen Treffer zu Fr. 20000.— neben dem Haupttreffer zu Fr. 50000.— noch interessanter gestaltet.

LOSPREIS FR. 5.–

Serie von 10 Losen zu Fr. 50.— unter dem „Roten Kleeblatt"-Verschluß mit mindestens einem Treffer.

Die neuartige Ziehungsmethode hat sich bewährt! 30000 sichere Treffer zu Fr. 10.— werden durch 10 zweistellige Endzahlen ermittelt und alle übrigen 1465 Treffer einzeln gezogen.

Um den an der Lotterie Beteiligten eine Ferienpause zu ermöglichen, wurde die nächste Ziehung nach dem 12. Juli erst auf Anfang September festgesetzt.

1 Treffer zu	Fr. 50000.—
1 Treffer zu	Fr. 20000.—
3 Treffer zu	Fr. 10000.—
10 Treffer zu	Fr. 5000.—
100 Treffer zu	Fr. 1000.—
150 Treffer zu	Fr. 500.—
300 Treffer zu	Fr. 200.—
400 Treffer zu	Fr. 100.—
500 Treffer zu	Fr. 50.—
30000 Treffer zu . .	Fr. 10.—

Losbestellungen auf Postcheck VIII 11300 (zuzügl. 40 Rp. Porto) oder per Nachnahme beim Offiz. Lotteriebüro der Landesausstellungs- und Interkantonalen Lotterie, Löwenstr. 2 (Schmidhof), Zürich, Tel. 58.632. Barverkauf in den der Interkant. Lotterie-Genossenschaft angeschlossenen Kantonen durch die Filialen der A.G. Orell Füssli-Annoncen und Publicitas A.G., bei allen Banken, sowie bei den mit dem „Roten Kleeblatt"-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen.

LANDESAUSSTELLUNGS- und Interkantonale LOTTERIE

Wunsch, reiten zu lernen. Oh, wie schnell war er bereit, mir sein Pferd zur Verfügung zu stellen! Es war nach dem Mittagessen. Alle Knechte waren im Hofe versammelt, wohl von ihm zusammengerufen, als er mir seinen «lammfrommen» Braunen zuführte. Mir schien es zwar, als ob der Braune schon ziemlich aufgeregt von der Weide gebracht worden wäre. Torres sagte aber, das mache die große Hitze aus. Er werde sich schon beruhigen. Also kletterte ich auf den breiten Kampsattel, der aussieht, als habe man einen kleinen Tisch, mit einem weichen Schaffell bedeckt, auf den Rücken des Pferdes gestülpt. Ich konnte meine Beine kaum weit genug spreizen. Die klobigen Steigbügel erreichte ich nur mit den Zehenspitzen. Am liebsten wäre ich wieder von dem ungewohnten Hock heruntergeklettert. Mein Ehrgeiz wollte dies jedoch nicht zulassen. Ich wollte den schadenfrohen Zuschauern keinen Beweis meiner Mutlosigkeit geben. Deshalb nahm ich die Zügel in die Hand und schnalzte mit der Zunge. Der Braune trottete mit mir gemächlich dem Hoftor, gegen die freie Kampstraße, zu. Das ging ja fein! Mein Selbstgefühl stieg zusehends. Beim Tor angelangt, wollte ich das Tier links in die Straße lenken. Also ziehe ich am linken Zügel. So machen es doch bei uns die Fuhrleute. Sie sagen «hüscht» und «hot» und ziehen am entsprechenden Zügel. So stellte ich mir die Sache wenigstens vor. Weit gefehlt! Das Tier blieb bockstill, dann stampfte es nervös. Es wußte nicht, was sein Reiter wollte. Hinter mir hörte ich kichern. Das konnte ich schon gar nicht vertragen. Diese Analphabeten mochten lachen. Ich würde nicht klein beigeben. Ich gab dem Pferd nicht die Sporen, denn ich hatte keine, sondern ich stupfte es mit den Absätzen.

Da stieg es in die Höhe. Mir wurde übel vor Schreck. Ich ließ die Zügel los und klammerte mich an Sattel und Mähne fest. Nun hatte aber der Gaul genug. Die losen Zügel waren für ihn ein Sturmzeichen. Ein gewaltiger Sprung, und weg raste er in feurigem Galopp. Ich torkelte im Sattel herum, ärger als ein Betrunkener. Aufhalten konnte ich das rasende Tier nicht. Dafür fehlten mir die Zügel, die meinen Händen schon längst entglitten waren und links und rechts von der Kandare herunterbaumelten. Vorläufig konnte ich nichts tun, als mich krampfhaft an Sattel und Mähne festhalten und zuwarten, welches Ende dieser beschleunigte Lehrritt nehmen würde. Hinter mir schrien die Gauchos, die inzwischen den Ernst der Lage erkannt hatten und trachteten, das rasende, verängstigte Tier einzuholen. Aber ihre Pferde konnten den Ausreißer nicht erreichen. Bevor die Straße in die erste Kurve einbog, beschloß ich zu handeln, denn ich hatte keine Lust, in den Stacheldrahtzaun, der den Kamp abgrenzt, geschleudert zu werden. Aber wie man heil von einem galoppierenden Renner kommt, das hatte uns kein Professor der Zoologie gelehrt. Herunter mußte ich dennoch. Also griff ich in die Mähne des Pferdes und ließ mich an seinem Hals hinunterbaumeln. Das aufgeregte Tier, das solche Turnübungen an seinem Hals nicht gewohnt war, schlug noch eine entfesseltere Gangart ein. Einige Sekunden zappelte ich noch in der Luft und suchte mit den Zehenspitzen krampfhaft nach einem Halt auf dem Boden. Vergebens. Dann ließ ich einfach los und landete glücklich vor dem Tier im Staub. Ein Ruck ... das Pferd stund bockstill, zitternd am ganzen Körper. Ich, jedoch, war heil. Nur der untere Teil meines Rückens schmerzte empfindlich.

Das war mein erster Ritt auf einem Kampgaul. Für den Spott der Knechte hatte ich wahrlich nicht zu sorgen. Die Rechnung meines Gehilfen Torres hatte gestimmt. Ich aber war froh, dieses Abenteuer mit heilen Knochen bestanden zu haben.

Vor dem Braunen hatte ich alle Hochachtung. Ich lernte dadurch die Pferde, die treuen Helfer der Kampmenschen, die ohne sie ihr Tagwerk nicht verrichten könnten, schätzen und lieben. Bald saß ich gut im Sattel, und als der Mayordomo auch mir meine Reittiere zuteilte, erbat ich mir den Braunen, der mich beim ersten Versuch, ihn dem Druck meiner Schenkel gefügig zu machen, bald in den Tod geritten hätte. Manche Extraration Mais und eine humane Behandlung, wie sie ihm bei dem gemütsrohen Torres nicht zuteil geworden wäre, hat ihm diese Tat gelohnt.

Schon am zweiten Sonntag ritt ich mit ihm aus. Ich wollte zur Jagd. Auf den Feldern sollte es nur so von Hasen, Füchsen, Enten und Rebhühnern wimmeln. Der Mayordomo lieh mir ein Schießgewehr, einen prachtvollen Patronengurt und Munition. Den Gurt schnallte ich mir um den Bauch. Die Patronen steckte ich hinein. Einen breiten Cowboyhut ließ ich mir schon vor Tagen aus dem nächsten Städtchen bringen. Ein buntes Halstuch vervollständigte mein Kostüm. Ich sah nicht etwa wie ein Jägersmann aus, sondern glich vielmehr einem mexikanischen Rebellen. Aber ich gefiel mir in diesem Aufzug. Oho, was würden erst deine Freunde und erst gar die Tanzbäsi zu Hause sagen, wenn sie mich solchermaßen ausgerüstet zur Jagd reiten sähen, fuhr es mir durch den Sinn. Aber für was hat man denn eine Kamera? Don Manuel, der Mayordomo, der mich auf meinen ersten Pirschgang begleitete, bekam eine Unterrichtsstunde im Knipsen. Er hat das Bildchen zwar verwackelt, aber man kann meinen breitrandigen, respekteinflößenden Cowboyhut darauf ganz gut erkennen.

Eine Winchester-Jagdflinte hatte ich zwar damals noch nie in der Hand gehabt. Vom Vorunterricht her wußte ich aber noch so der Spur nach, wie man es anzustellen hatte, daß der Schuß losging. Also würde es zur Not auch mit diesem Schießprügel gehen.

Unser Weg führte uns durch weite, endlose, flache Weidegründe. Kein Baum, kein Strauch am Weg. Kein Bächlein, das durch sein trauliches Murmeln die Landschaft belebt. Nur ab und zu die Behausung eines Feldhüters. Lehmwände mit Wellblech überdacht. Zwei oder drei Paraisobäume spenden spärlichen Schatten. Dann wieder Ebene, Kamp, Weidegrund für viele tausend Rinder, die je nach Alter, Rasse und Klasse abgeteilt, ohne Stallungen, auf freier Weide großgezogen werden. Die Weideplätze sind durch Stacheldrähte solid eingezäunt und bieten gewöhnlich 150 bis 200 Tieren Raum und Futter. Dazwischen weiden einige schonungsbedürftige Pferde. Wir durchquerten zahlreiche Abteilungen, um zu unsern Jagdgründen in der Nähe der Maisfelder zu gelangen.

Dort banden wir die Pferde an einen Torpfosten fest. Don Manuel ging mit seinem Jagdhund auf die Pirsch nach großen Rebhühnern, während ich weiterziehen sollte, um den harmlosen kleineren Perdices, auch einer Art von Rebhühnern, aufzulauern.

Im nächsten Lote angelangt, begann ich meine Pirsch. Wo sich etwas regte, zuckte mein Flintenlauf hin. Gewöhnlich waren es lose Maisblätter, mit denen der Wind sein Spiel trieb. Auf einem Pfosten des Drahtzaunes saß ein frecher Kibitz und foppte mich mit seinem spöttischen «tero-tero-tero». Warte, ich werde dir helfen, du Neidhammel! Paff! «Tero-tero-tero», ulkte mich der Spötter in den Lüften. Ich hatte ein Loch in die Luft gegeschossen. Ein Straußenvater, der ganz in meiner Nähe gelassen auf seinen drei Dutzend Eiern hockte, fuhr erschrocken auf, breitete seine Flügel aus und rannte wie über den Boden schwebend in den Kamp hinaus. Als ich mich jedoch dem Nest näherte, um mir einmal diese Rieseneier aus der Ferne anzusehen, kam er drohend auf mich zu, so daß ich vorzog, Fersengeld zu geben. Beim hastigen Durchschlüpfen zwischen den Stacheldrähten blieb ein Teil meiner neuen Reithose an einem hinterlistigen Stachel hängen. Ein wundervoll symmetrischer Dreiangel war die Folge davon. Schade um die schmucke Hose! Aber was konnte ich anderes tun? Ich hatte ein solches Vögelchen schon einmal im Hagenbeckpark in Hamburg gesehen. Aber es scheint, daß es ein ganz degeneriertes Exemplar war, denn es kam traulich an den Zaun heran und bettelte um Futter. Wenn man einem solchen Biest in der Freiheit begegnet und wenn man es gar beim Brüten stört, dann ist es das klügste, man bringe seine Knochen in Sicherheit, bevor sie mit der furchtbaren Waffe des Pampastraußes, seinen sehnigen Läufen, die unten in messerscharfen Zehen auslaufen, Bekanntschaft machen.

In großem Bogen umgehe ich den gereizten Vater Strauß, der sich inzwischen wieder auf seine Eier gesetzt hatte. Da bewegt sich ein dunkles Etwas im Gras. Mein Herz beginnt ordentlich zu pochen. Ich schaue angestrengt hin. Das Tierchen hat etwa die Größe eines ausgewachsenen Kaninchens. Sein Fell ist dunkel. Ueber den Rücken fließt ein schneeweißer Streifen. Ich pirsche näher. Es sieht mich kommen, trifft aber keine Anstalten zu fliehen. Das muß ein ganz heimtückisches Ungeheuer sein, wenn es einem Menschen, der wie ein mexikanischer

(Fortsetzung Seite 817)

Himmelsnähe — Erdenkraft —
Paradies Eigenschaft —
blauer Himmel — Sonnenschein:
Das kann nur Graubünden sein!
Alle Auskünfte über Ferien Reisen Kuren durch Verkehrsbureau Chur

Das Liseli

lernt eifrig kochen ... sie hat bald Hochzeit und — daß die Liebe durch den Magen geht, klingt zwar recht prosaisch, aber etwas ist schon dran! Von ihrer Mutter, der Frau Meili, kann sie schon was lernen, sie ist eine famose Köchin. «Eins merk dir, Liseli», rät sie, «für Suppen, Saucen, Süßspeisen und Gebäck nimm immer

Paidol
das macht die Speisen so lecker

150 Rezepte kostenlos von Dütschler & Co., St. Gallen, erhältlich

Ein fast vergessenes Büchlein von

LISA WENGER

Die drei gescheiten Männer von Au

Vetter Jeremias und die Schwestern Tanzeysen. Novellen.

Gebunden Fr. 1.50

Dorf und Stadt haben noch immer ihre Käuze und sonderbaren Personen. Da sind die drei gescheiten von Au, die in der Lotterie eine Kuh ergattern, indem sie die Losnummer selbst aufdrucken. Sie finden ihren Meister; der schlimmste, Zisel, macht sich davon, während der Jaköble sich die Sache bis zum Lebensüberdruß zu Herzen nimmt. Und welche feine Ironie umspielt die Schwestern Tanzeysen und den Vetter Jeremias, der sich eine Frau sucht! Da haben wir die Gegenstücke der drei gerechten Kammacher. Ist der Leser mit den Novellen zu Ende, so dankt er der Verfasserin für eine kurzweilige Stunde.

Morgarten-Verlag A.-G., Zürich und Leipzig

APERITIF
AMER PICON
Gesund & angenehm.

Abonnieren Sie die ZI
Einzelnummer 35 Rp. 3 Monats-Abonnement Fr. 3.40

Große Packung Fr. 1.20
Kleine Packung Fr. -.90

Erhältlich in Schuh- und Lederhandlungen

Rebell aussieht, so furchtlos ins Auge blicken darf. Da mußt du auf der Hut sein und gut zielen, denn wenn du es nur verwundest, dann ist es imstande und fällt dich an und reißt dich mit seinen spitzen Zähnen, die es jetzt entblößt, nieder. Ich fasse Stellung. Schlage an. Drücke los. Hurra, ein Volltreffer! Ich stürze mich auf meine Beute. Ein freudiges Gefühl durchbraust mich. Meine erste Jagdbeute. Und dazu noch ein Tier mit einem herrlichen, seidenweichen, langhaarigen, dunkelbraunen Fell, durch das sich ein doppelter Streifen von schneeigem Weiß zieht. Ein wundervolles Tierchen! Man möchte es aufheben, an die Wange drücken und es um Verzeihung bitten, daß man so barbarisch sein konnte, sein Lebenslichtlein auszublasen! Ich hab' es sicher nicht aus Mordlust getan! Nur aus Neugierde und . . . ein bißchen aus Angst, du könntest mir etwas zuleide tun, wie vorhin der rabiate Straußenpapa. Aber das kannst du harmloses Tierchen doch nicht. Du bist mit deinem flaumigen Fellchen eine Zierde der Pampa. Aber wissen muß ich nun trotzdem, welcher Art meine erste Jagdbeute ist, und dein Pelzchen werden wir einem geübten Gaucho zum Abstreifen übergeben. Das kriegt einmal meine Mutter zum Geburtstag!

Damit faßte ich das Tierlein beim Hinterbein und hängte es stolz an meinen Patronengurt. Beim Gehen baumelte es mir lustig um das rechte Bein. Ganz nett, so wird der saftige Dreiangel im Hosenbein durch ein kostbares Pelzchen verdeckt. Doch . . . was liegt für ein Geruch in der Luft? Das kann man gar nicht mehr Geruch nennen. Das war, offengestanden, weit eher ein fürchterlicher Gestank. Eine Geißel für empfindliche Geruchsnerven. Unausstehlich! Aber von wo kommt dieses aufdringliche Parfüm her? Ich mußte die Nase zuklemmen und durch den Mund atmen. Aber selbst der Gaumen rebellierte gegen die einströmenden Gase.

Ich gucke um mich. Weit und breit Grasfläche. Weidende Kühe und Kälber. Ihre Ausdünstung ist geradezu ein Wohlgeruch im Vergleich zu . . . Aber lieber Himmel, das bist du ja selber. Ja, du, der martialische Jäger, der mexikanische Rebell! Nimm die Finger von der Nase und beschnuppere deine funkelnagelneue Hose mit dem ominösen Dreiangel! Du hast doch sicher in der Stunde nicht geschwänzt, als der Professor vom Stinktier sprach. Hier hast du ein Exemplar. Einen prachtvollen Vertreter dieser Art mit all seinen Vorteilen und Nachteilen. Der Pelzhändler schätzt das Fell, und die Damen tragen im Winter mit Stolz den Skunkpelz. Ob sie ihn aber auch selber fangen möchten, um des kostbaren Balges habhaft zu werden?

Die einzige Waffe dieses Tierchens ist nämlich eine Drüse mit einem unheilvollen flüssigen Inhalt, den es ausspritzt, wenn Gefahr droht. Meine elegante Reithose hatte einen Teil davon abbekommen.

Aber da nun das Unheil schon einmal seinen Lauf genommen hatte, wollte ich den Verlust der Hose wenigstens durch den Besitz des Felles gutmachen. Also mußte mein edles Riechorgan sich noch weiter der Folter aussetzen, in verdorbener Luft zu lustwandeln.

Aus der Ferne ertönte ab und zu der Doppelknall von Don Manuels Zweiläufer. Gewiß hatte er schon eine schöne Jagdbeute beisammen, derweilen ich meine Schießkunst an einem harmlosen Zorrino — so nennt man den südamerikanischen Skunk — erprobt hatte. Lorbeeren würde ich damit gewiß keine ernten. Also, frisch auf zu neuen Taten! Aber ich hatte kein Glück. Es schien, als trage der Wind den warnenden Geruch zu all jenem Getier, dem meine Flinte hätte gefährlich werden können.

Ich muß sagen, ich hatte nicht das beste Gewissen, als ich mich Don Manuel näherte. Er hat nicht übel gelacht. Aber zur Strafe für meinen unangebrachten Jagdeifer mußte ich hundert Meter hinter ihm nach der Estanzia zurückreiten.

Alle Wohlgerüche Arabiens hätten nicht vermocht, die Hose wieder brauchbar zu machen. Ein alter Gaucho, der das Tierchen sorgsam enthäutete, wußte jedoch einen guten Rat. Er vergrub Hose und Fell während acht Tagen in die Erde. Drin verflüchtigte sich das unausstehliche Parfüm. Später erbeutete ich noch einige Skunks. Ich sorgte aber dafür, daß die Drüse mit der unheimlichen Flüssigkeit vor dem Heimschaffen völlig entleert wurde.

Ein richtiges Vergnügen ist die Jagd auf Strauße. In jedem Lote leben einige Sippen. Sie waren da, bevor die Felder eingezäunt wurden und hausen nun mitten unter den Rinderherden. Der Züchter sieht sie gerne. Sie dürfen nicht geschossen werden. Den einzigen Nutzen, den er von ihnen hat, sind die Eier und die Federn.

Ein Straußenpapa lebt mit einem halben Dutzend Hennen zusammen, die ihm eine große Anzahl Eier ins Nest legen. Diese Eier ist er kaum imstande, mit seinem Körper zu decken. Man kann ihm deshalb ruhig eine Anzahl wegnehmen, bevor er ans Ausbrüten geht. Bei den Straußen sind es die Männchen, die die Eier ausbrüten. Auch außerhalb des Nestes legen die Hennen ihre Eier. Dies ist eine eigentliche Vorsichtsmaßnahme. Dadurch sollen Eierräuber unter den Tieren vom Nest ferngehalten werden. Sind die jungen Sträußlein ausgeschlüpft, so zerschlägt der Straußenvater die verbleibenden und die verlegten Eier. Der scharfe Geruch des verfaulten Eiinhaltes lockt eine Unmasse Fliegen an, die den Straußenkindern als erste willkommene Nahrung dienen.

Ein Straußenei ist lange nicht so geschmackvoll wie ein Hühnerei. Aber es ist gut genießbar und ausgiebig. Sein Inhalt entspricht ungefähr dem von 20 Hühnereiern. Wenn die Köchin ein solches Ei in die Pfanne schlug, dann gab's ein ausgiebiges Spiegelei. Am besten schmeckten die Pfannkuchen.

Im Oktober, zu Beginn des Frühlings, fängt die Mauserzeit an. Da erschien jeweils der Straußenjäger auf der Estanzia, der kam, um die geschätzten Straußenfedern zu gewinnen.

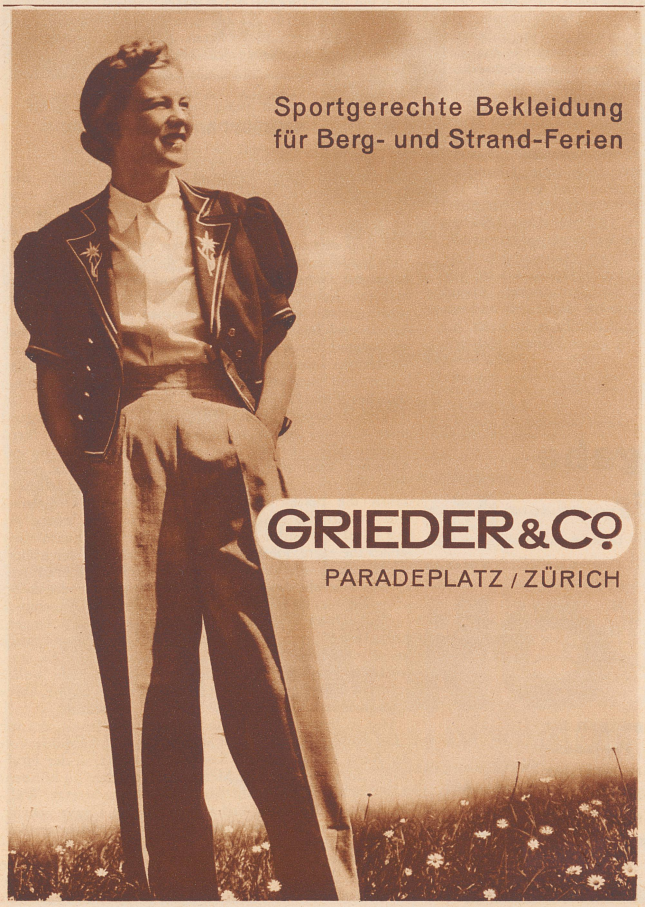
In jeder Abteilung wurde in einer Ecke mit aufgespannten Netzen ein Stück Land umgrenzt. Nach dieser Ecke mußten die Vögel gejagt werden. Das war kein leichtes Unterfangen, denn der Strauß, der ein äußerst schneller Läufer ist, versucht stets auszukneifen. Es war für uns mehr ein Vergnügen als eine wirkliche Arbeit, hinter den Straußen herzujagen.

Ein verfolgter Strauß rennt nicht lange geradeaus. Auf einmal schlägt er einen Haken und ändert die Richtung. Dabei geht er so vor, daß er in rasendem Lauf ein Bein seitlich über das andere schlägt, den Flügel auf der Seite des überschlagenden Beines fest an den Leib preßt und den andern ausspreizt, genau so wie ein doppelmotoriges Flugzeug beim Wenden auf der Erde den einen Propeller surren läßt, während der andere sich kaum dreht. Dadurch führt er seine Verfolger irre. Sind deren viele, so kann er nicht auskneifen. Bei wenigen muß die Jagd immer von neuem begonnen werden.

Konnten unsere Gauchos einen besonders gewandten Ausreißer nicht ins Gehege bringen, dann brachten sie ihn mit den Bolas zur Strecke. Die Bolas sind das Wurfgeschoß der Gauchos, mit dem sie widerspenstige Tiere zu Fall bringen. Es sind drei mit Leder überzogene Steinkugeln, die durch zähe Lederriemen miteinander verbunden sind.

In sausendem Galopp jagt der Gaucho hinter dem Flüchtling her, seine Wurfkugeln über dem Kopf schwingend. Mit gutgezieltem Wurf schleudert er die Kugeln nach den Beinen des Ausreißers. Die Riemen wickeln sich um die Läufe des Tieres und bringen es blitzartig zu Fall. Nachdem ihm die lose sitzenden Rückenfedern ausgezogen worden sind, werden die Fesseln gelöst. Dabei muß der Mann, der diese heikle Arbeit verrichtet, auf der Hut sein, daß er nicht in den Bereich der sehnigen Läufe gerät, denn ein einziger Hieb würde ihm die Knochen zersplittern. Es ist schon vorgekommen, daß der Pampastrauß einen Fußgänger zu Boden schlug und ihm mit seinen messerscharfen Zehen den Leib aufriß.

Sind alle Tiere ihrer Federn beraubt, dann fängt die gleiche Jagd in einer andern Abteilung des Feldes wieder von vorne an.



Wer „Eau de Cologne" sagte, meinte die heutige „Rote Farina Marke"!

Es ist geschichtlich nachweisbar, daß man unter „Eau de Cologne" ursprünglich nichts anderes verstand als jenes Duftwasser, das heute als „Rote Farina Marke" bekannt ist. Sein Schöpfer, Johann Maria Farina schrieb am 22. Juni 1742 einen Brief an den Baron von Laxfeld in Münster, daß er ihm die gewünschten „six bouttellie de Eau de Cologne" schicken wolle. Der Weltruf, den „Eau de Cologne" schon damals errang, galt, wie jenes Dokument beweist, dem ur-echten Eau de Cologne von „Farina gegenüber". Für seine in zwei Jahrhunderten bewährte Güte bürgt das Zeichen:

Rote Farina Marke

UR-ECHTE EAU DE COLOGNE